

AUF DEM WEGE ZUR ÖKUMENISCHEN SOZIALETHIK

VON HEINZ-DIETRICH WENDLAND

Die Genfer „Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft — christliche Antwort auf die technische und soziale Revolution unserer Zeit“ (Juli 1966) ist ein bedeutender Schritt und Fortschritt auf dem weiten Wege zu einer ökumenischen Sozialethik, zum *gemeinsamen*, sozialen verantwortlichen Denken und Handeln der Weltchristenheit gewesen. Was diese Versammlung von Christen aus allen Kontinenten und Rassen, aus Hunderten von Kirchen und Ländern in Wirklichkeit bedeutet hat und noch bedeuten wird, das läßt sich nicht an den Sektionsberichten und Vorträgen der Konferenz abmessen. Denn die geistige Lebendigkeit und Kraft der Konferenz war so groß, so elementar, daß die Sektionsberichte nur einen sehr schwachen Abglanz dieses Lebens und der oft dramatischen und tief bewegenden Diskussionen und Begegnungen auf dieser Konferenz zu vermitteln vermögen.

Die Bedeutung der Genfer Konferenz lag und liegt zuerst darin, daß sie eine Versammlung mündiger, verantwortlicher und nachdenkender christlicher *Laien* war, die großenteils die Reife eines selbständigen, christlichen Urteilsvermögens an den Tag legten. Man konnte auf dieser Konferenz unglaublich viel lernen. Ich sage dies insonderheit als Theologe und im Blick auf die Theologen. Diese konnten und sollten in Genf nur die Rolle der theologischen Berater und Begleiter der christlichen Laien spielen, und diese neue Funktion eines theologischen Diakons der Laien ist der Sache durchaus angemessen und bedeutet nichts weniger als eine Entwertung der Theologie. Denn *hier* ging es ja um diejenigen Probleme der modernen Gesellschaft, der Wirtschaft, der Staaten und der Rassen, in welchen die sog. „Laien“ — wer befreit uns endlich von der Mißgeburt dieses Terminus?! — eben gerade nicht Laien, sondern Fachleute, Experten, Menschen des Sachverständes, des Mithandelns und Mitleidende sind, die in den Rollen und Funktionen der modernen, zur Weltgesellschaft strebenden, pluralistischen, technisierten, säkularen Teilgesellschaften tätig sind. Wir hatten das Glück, führende Frauen und Männer aus den verschiedensten Bereichen der menschlichen Existenz und den diesen zugeordneten Wissenschaften in unseren Reihen zu wissen.

In der Zahl dieser mündigen christlichen Laien machten die Vertreter der sog. Entwicklungsländer und der sog. Jungen Kirchen (die zum guten Teil schon hundert Jahre alt sind, wie z. B. eine Reihe von Missionskirchen Afrikas) etwa die Hälfte

der Delegierten aus. Auch dies ist ein neues Datum in der Geschichte der ökumenischen Bewegung und ihrer Konferenzen. Ein Faktum von höchster Bedeutung! Denn nur auf diese Weise konnte der *revolutionäre Gesamtprozeß*, in dem sich Asien, Afrika und Südamerika befinden, zu angemessener und sachgerechter Darstellung gebracht werden. Nur so konnten europäische und nordamerikanische Christen mit diesem Umwälzungsprozeß der anderen Kontinente unausweichlich und „existentiell“ konfrontiert werden. Das ist denn auch geschehen, und niemand, der es erlebt hat, kann das vergessen.

Allein schon die schlichte Tatsache, daß diese etwa 400 Delegierten aus den verschiedensten Rassen, Kirchen und Ländern zusammenkamen und miteinander sprachen, ist von unschätzbarem Wert, der, ganz abgesehen von dem, was geredet und beschlossen worden ist, in seiner fundamentalen Bedeutung erkannt und festgehalten werden muß. —

Was die Schlußberichte der Hauptsektionen anbetrifft, so werden sie einer gründlichen, theologisch-sozialethischen Analyse und Kritik zu unterziehen sein. Sie geben Kunde von dem Dschungel der Probleme, in dem wir uns Gassen und Schneisen bahnen mußten; sie geben Kunde von der kirchlichen und kulturellen Herkunftsgeschichte derer, die an diesen Berichten, Arbeitsprogrammen und Thesen gearbeitet haben, Programmen und Forderungen für und an die Kirchen, die im Ökumenischen Rat zusammengeschlossen sind.

Die Sektionsberichte bezeugen aber auch — in aller ihrer Mangelhaftigkeit und in ihren Unausgeglichenheiten oder sogar inneren Widersprüchen — den entschlossenen Willen und die wachsende Fähigkeit zu *g e m e i n s a m e m*, d. h. eben ökumenischem Denken und Handeln angesichts jener Herausforderung, welche die säkulare, technisch-wissenschaftliche Weltzivilisation an die Kirchen und die Christen der ganzen Welt richtet, eine unausweichliche Herausforderung, die wir annehmen und zu beantworten haben.

Hierzu hat die Konferenz viele beachtenswerte Analysen und Vorschläge erarbeitet. Freilich hätten die Analysen und Informationen in den Berichten eingehender, umfassender und solider sein sollen — doch kann man wirklich von 14 Tagen angespannter, gemeinsamer Arbeit mehr erwarten als jetzt vorliegt?

Sodann muß — was auf der Konferenz nicht geschehen ist — vor allem die ständig *vorausgesetzte Ekklesiologie* kritisch reflektiert werden. Es heißt an zahllosen Stellen der Sektionsberichte: „Die Kirche muß . . .“ oder „Die Christen sollten . . .“ Wer sind diese Subjekte des geforderten Handelns? Die Bischöfe, Synoden, Kirchenleitungen und Kirchenverwaltungen? Die ganze ökumenische Christenheit? Die Ortskirchengemeinden? Oder die christlichen Laien in den „weltlichen“ Rollen und Positionen der Gesellschaftskörper und der Staaten? Diese ekklesiologische Grundfrage muß sauber geklärt und beantwortet werden; sonst ist an ein Vorwärtkommen nach dieser Konferenz nicht zu denken. Diese war — natürlich im

Zusammenhang mit ihrer Vorläuferin, der Saloniki-Konferenz von 1959, über die Probleme des Rapid Social Change (deren Bericht von vielen Kirchen und Theologen bis heute nicht genügend ausgewertet worden ist) — ein *Anfang*, der seine *Folgen* haben muß, ein großer Schritt voran, dem jedoch viele weitere Schritte folgen müssen, vor allem, was die Verarbeitung und das sachliche Engagement in den einzelnen Kirchen und ökumenischen Studienkreisen anbetrifft.

Die Konferenz stand ohne Zweifel im Zeichen der *Überlastung*: erstens durch schier zahllose Probleme, vom Wandel der Familienstruktur und der Geburtenkontrolle angefangen, über Nationalismus und Rassenkämpfe, über die ökonomischen und sozialen Revolutionsprozesse bis zu den politischen Weltkonflikten und den Problemen des Atomkrieges und des Weltfriedens. Diese Überlastung hat sich gerächt — wie sollte es anders sein? Aus ihr sind viele Unklarheiten, Überkreuzungen und Verschiebungen von Gedanken und Problemen in den Sektionsberichten zu erklären.

Zweitens war die Konferenz, organisatorisch gesehen, durch eine Unmenge von Referaten, Abendveranstaltungen und dgl. überbelastet, welche die Zeit fortnahm, die für persönliche Kontakte und Gespräche im kleinsten Kreis dringend nötig gewesen wäre.

Es hat sich offensichtlich ein *ökumenischer Konferenz-Perfektionismus* entwickelt, der gründlicher kritischer Überprüfung und radikaler Beschneidung bedarf. Im Zeitalter nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil können wir uns unsolide Arbeit und theologisch oder sozialwissenschaftlich *nicht hinreichend begründete Aussagen nicht mehr leisten*. Darauf hat jüngst Edmund Schlink im Deutschen Ökumenischen Studienausschuß mit vollem Recht hingewiesen. Wir sollten daher

1. die Zahl der Probleme bei derartigen Experten-Konferenzen streng reduzieren; wir müssen
2. sorgfältig und in langdauernder Kommissionsarbeit vorbereitete *Vorlagen an die Konferenzen* diskutieren, und die Zahl dieser Vorlagen muß auf einige wenige begrenzt werden. Andernfalls geraten wir in die Gefahr, daß die Aussagen der Konferenzen des Ökumenischen Rates der Kirchen in ihrem Sachgehalt weit unter dem Niveau dessen bleiben, was die römisch-katholische Kirche auf dem II. Vaticanum in gediegener theologischer Arbeit geleistet hat.

Es liegt nun auf der Hand, daß das römische Konzil ganz andere dogmatische, kirchenrechtliche und sozialstrukturelle Voraussetzungen hat als irgendeine Versammlung auf dem Boden der Ökumenischen Rates der Kirchen, ganz abgesehen von der zeitlichen Dauer dieses Konzils durch Monate und Jahre. *Um so mehr* haben wir die Folgerungen aus den *unsere* ökumenische Arbeit bedingenden Voraussetzungen zu ziehen, z. B. aus der Tatsache, daß wir es mit dem *Pluralismus* vieler Kirchen, Glaubenshaltungen und Traditionen aller Art (Kultur, Sozial-

struktur, Denkformen etc.) zu tun haben. Es muß von der Genfer Konferenz — trotz ihrer unbestrittenen bedeutenden Gesamtleistung! — heißen: Weniger wäre mehr gewesen! Also müssen Konferenzstil und -technik einer kritischen Analyse unterzogen werden. Diese Analyse sollte auch für die nächste Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen *praktische* Folgen haben. Man sollte — jedenfalls auf den Studienkonferenzen — zwei bis drei Fundamentalprobleme gründlich studieren. Wenn wir nur 8 oder 14 Tage im Höchstfall zusammen arbeiten können, dann muß die Dauer und der Stil der *Vorbereitung* solcher Konferenzen geändert werden. Die bisherige Konferenztechnik hat nicht den Rang einer sakrosankten Ordnung bis zum Jüngsten Tage. Damit ist nicht etwa in Abrede gestellt, daß es im einzelnen viele Verfahrensweisen in der Ökumene gibt, die sich vorzüglich bewährt haben. In den kleinen Subsektionen in Genf (mit 20 oder 25 Teilnehmern) hat es hervorragende Dialoge und echte Kooperation gegeben, die zu sachhaltigen Ergebnissen führten. Ein Beispiel liefert die Sektion „Staat und Recht“ mit dem, was sie über die produktive Bedeutung des Rechts in einer sich wandelnden Welt gesagt hat.

An diesem und anderen Beispielen zeigt sich übrigens auch, daß die Sektionen und Subsektionen das Hauptproblem der Haltung der Kirche angesichts der totalen *Revolutionierung* aller Lebensbereiche wirklich aufgenommen und z. T. auch durchgearbeitet haben. Von dem Gegensatz der sog. „Pragmatiker“ zu einer Gruppe von revolutionsbegeisterten Theologen, den der irreführende Bericht im „Sonntagsblatt“ aufgestellt hat, kann keine Rede sein. Denn der ökumenische Realismus dieser Konferenz hat solche grundfalschen Alternativen ebenso wie alle christlichen Utopien hinter sich gelassen. Allerdings mußten die ererbte Position des christlichen Konservatismus und jede Verherrlichung des Status quo in Staat und Gesellschaft völlig aufgegeben werden, welche jede revolutionäre Veränderung der Gesellschaft als ein Verbrechen ansehen und als Sünde diskriminieren. Diese letztgenannte Position nämlich führt zu jenem passiven und neutralistischen Weltverhalten, das die Christen und die Kirchen den jeweils in Staat und Gesellschaft herrschenden Klassen oder Gruppen ausliefert und jede soziale Grundlagenreform der Gesellschaft unmöglich macht. Auch darf das Denken der Genfer Konferenz nicht von den traditionellen, allzu engen Revolutionsbegriffen aus beurteilt werden, die wir aus dem 18. und 19. Jahrhundert geerbt haben. Die Konferenz hatte es mit dem neuartigen Phänomen einer technisch-wissenschaftlich bedingten Totalumwälzung zu tun. Hierfür mußte sie neue Vorstellungen und Begriffe bilden. Kein Wunder, daß dies vorerst noch nicht voll gelingen konnte. Aber der Weg, den die Konferenz beschritten hat, muß fortgesetzt werden. Auf diesem Wege sind wir, nicht am Ziel — auf dem Wege zu einer Christenheit, die wenigstens in den *Fundamentalfragen* der werdenden, industriell-säkularen Weltgesellschaft *dasselbe* denkt und will, weil sie erstens allein unter dieser Bedingung wird selbst weiter-

existieren können, und zweitens, weil sie allein unter dieser Bedingung dem Gebot der Nächstenliebe konkret gehorchen kann. Die Fülle der Probleme und vor allem ihre gegenseitige Verflechtung und Interdependenz waren in Genf und sind fernerhin derartig groß, daß man im Endergebnis für die zahlreichen fruchtbaren Einsichten und Urteile, die in den Sektionsberichten vorliegen, nur dankbar sein kann. Freilich ist allenthalben kritische Analyse und Fortbildung erforderlich, insbesondere hinsichtlich des Berichtes der Sektion IV, die es mit dem allzu vielschichtigen Problem der „community“ in der revolutionären Umwälzung der Welt zu tun hatte und dieser Vielschichtigkeit begrifflicherweise nicht Herr werden konnte.

In der sogenannten „Nacharbeit“ wird es vor allem nötig sein,

1. eine Reihe von Teilproblemen genauer zu studieren, wie z. B. das Problem der Urbanisation, das der Lutherische Weltbund als Thema seiner Sozialkonferenz im Jahre 1970 mit gutem Grund ins Auge gefaßt hat;

2. muß der Begriff der Prognose und der *Planung*, d. h. des rationalen Vorgriffs in die *zukünftige* Gestalt und Ordnung der Gesellschaft theologisch geprüft werden; im Zusammenhang hiermit steht — wie schon in Evanston 1954 — die (von mir bejahte) theologische Legitimität einer profanen Erwartung und eines weltlichen Handelns auf Zukunft hin zur Debatte, d. h. die Frage nach dem *Zielbild* einer zukünftigen, menschenwürdigen Gesellschaft für die Menschen *aller* Rassen und Religionen. Auch für den theologischen Begriff des politischen und sozialen *Weltfriedens* ist diese Frage nach dem „Leitbild“ und dem Recht der prognostisch arbeitenden Projektwissenschaft als Gesellschaftsplanung von grundlegender Bedeutung.

3. Der Begriff der *Total-Revolution* und des „revolutionären Zeitalters“ muß gegen die in der öffentlichen Berichterstattung über die Konferenz bereits umlaufenden Mißverständnisse gesichert werden, welche ihrerseits die Haltung des traditionellen, christlichen Konservativismus in Sachen der Gesellschaftsgestaltung zur Voraussetzung haben. Wir legitimierten in Genf *nicht* „die Revolution“ durch das Evangelium, sondern wir fragten nach dem Verhältnis der weltverändernden Dynamik des Reiches Gottes zu denjenigen Umwälzungen der Gesellschaft, die in der Weltgeschichte erstens faktisch passieren oder zweitens, um der Herstellung einer besseren und gerechteren sozialen Gesamtordnung willen passieren sollten, um hungernden oder unterdrückten Menschen und Gesellschaftsgruppen eine relativ, d. h. im Rahmen dieser Welt mögliche, menschenwürdige Existenz zu verschaffen.

In diesem Sinne mußte die Genfer Konferenz „revolutionär“ denken gegenüber vielen christlichen Traditionen, die wegen ihres statischen Charakters in der Welt des sozialen Wandels unbrauchbar geworden sind — und sie tat es. Damit hat sie trotz all ihrer z. T. oben bezeichneten Mängel und Schwächen den Kirchen der ganzen Welt einen großen Dienst erwiesen.